



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Herbsttage in Varzin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Man mag vielleicht noch darüber hinwegsehen, daß die Sammelpunkte des Liebhabertums auf künstlerischem Gebiete leicht zu Brutstätten oberflächlicher Eitelkeit und Überhebung werden, wenn man diese Erscheinung nur vom menschlichen Standpunkte aus betrachtet. Aber sie birgt auch ernste künstlerische Gefahren in sich, unter denen der Geschmack der Massen leiden kann. Während die wenigen Bescheidnen in der Erkenntnis der jeder bloßen Liebhaberei anhaftenden und unverwischbaren Mangelhaftigkeit ihrer Leistungen zu denen berufener Kräfte als zu anspornenden Vorbildern aufschauen, wird die große Masse der Selbstzufriednen und Selbstgefälligen nur zu rasch den Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Nichtliebhaber und damit auch den Geschmack an wirklich künstlerischen Darstellungen verlieren. In Orten, wo die Liebhaberbühnen einen breiten Raum des öffentlichen Interesses in Anspruch nehmen, wird meist nicht nur die pekuniäre Ernte der Berufsschauspieler, sondern auch die künstlerische gering sein. Denn mit den Töchtern und Söhnen, die nach des Hauses und des Geschäftes Arbeit auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ihren Venedig oder gar Schiller agieren, verlieren die Tanten, Basen, Väter und Onkel, die bewundernd oder mit kleinlicher Mißgunst zu ihnen emporschauen, den Geschmack, wenn sie überhaupt welchen zu verlieren haben. Meist fehlt es auch an einer wirklich sachverständigen Persönlichkeit, die in der Lage wäre, alle die Hinz und Kunz auf das aufmerksam zu machen, was ihnen noththut, und einigermaßen auf Stil und Würde zu halten. Im stillen Kämmerlein mag der Dilettantismus, wie ihn z. B. mancher kunstbegeisterte Sünzling pflegt, eine gute und dienliche Sache sein, in der Öffentlichkeit wird er für den Liebhaber wie für das Publikum gefährlich und selten für die Entwicklung des Kunstgeschmacks zum Guten förderlich.

(Schluß folgt)



Herbsttage in Varzin

Von Otto Kaemmel

Patriae inserviendo consumor



essing stellt einmal den Satz auf, der Historiker könne nur die Geschichte seiner eignen Zeit schreiben, eine Behauptung, gegen die sich vielleicht ebensoviel sagen läßt wie dafür. In einem sehr wichtigen Punkte aber wird jedenfalls der Geschichtschreiber, der seine Zeit, also die von ihm mit Bewußtsein durchlebte Zeit, behandelt, in großem Vortheil sein: es wird ihm möglich sein, die maßgebenden Persönlichkeiten unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Die Geschichte wird nun

einmal von Menschen gemacht, nicht von unpersönlichen Gesetzen, Kräften und Ideen, und schließlich giebt doch alles, was ein bedeutender Mann in Reden, Briefen und Schriften hinterläßt, immer nur einen blassen Abdruck seines Wesens im Vergleich zu dem Eindruck, den der persönliche Verkehr mit ihm selber macht. Daher hatte ich als Historiker immer den lebhaftesten Wunsch gehegt, mit dem Fürsten Bismarck, den ich gelegentlich wohl schon gesehen, aber noch niemals gesprochen oder auch nur gehört hatte, in unmittelbaren Verkehr zu treten. Eine nach langen Zweifeln und Erwägungen unmittelbar an den Fürsten gerichtete Anfrage, ob er mir die Ehre erweisen wolle, mich in Varzin zu empfangen, erhielt binnen wenigen Tagen eine freundlich bejahende Antwort, und so fuhr ich Sonnabend den 29. Oktober mit dem Abendschnellzuge von Leipzig nach Berlin hinüber und bestieg dort den Petersburger Schnellzug, der den Bahnhof an der Friedrichstraße kurz nach elf Uhr nachts verläßt. Auf den hohen Viadukten der Stadtbahn fuhr der Zug an Straßenzügen, deren lange Laternenreihen sich in scheinbar endloser Ferne verloren, an hohen Häuserfronten und dunkeln Flußarmen, in denen sich die Lichter der Schiffe und Häuser spiegelten, und durch die riesigen Eisenwölbungen der Bahnhofshallen über eine Viertelstunde lang dahin, bis er endlich hinausjagte in die dunkle freie Ebne. Nach halb vier Uhr stieg ich in Schneidemühl aus, mußte aber hier, da auf der dort sich anschließenden Bahn nach Hinterpommern, die die Ostbahn mit der pommerschen Hauptlinie Stettin-Danzig verbindet, keine Nachtzüge gehen, gegen vier Stunden zubringen.

Doch bald stand das Morgenrot purpurn im Südosten, und die Sonne ging prachtvoll auf; es wurde ein heller, sonniger, wunderschöner Herbsttag. Aus der breiten Regeniederung, die meist von fahlen Höhenzügen begrenzt wird, führte mich um 7.49 der Zug nordwärts in der Richtung nach Neustettin, meinem Ziele entgegen. Anfangs ging die Fahrt durch eine Waldzone auf dem welligen Sandboden Pommerellens (Westpreußens) hin. Ausgedehnte Nadelwälder, meist Kiefern, wechselten mit kleinen Saatflächen, dazwischen öffnete sich zuweilen ein anmutiges Thal mit einem klaren Bache, und in blauer Ferne zeigten sich lange, niedrige Höhenzüge. Allmählich, etwa jenseits der westpreußisch-pommerschen Grenze, wurde das Land flacher und kahler; neben großen Ackerbreiten, auf denen die Winterfaat stand, dehnten sich weite Flächen brauner Heide und schmutzigrünen Weidelandes mit sumpfigen Stellen. Traumhafte Stille lag über der einförmigen Landschaft. Selten tauchte ein Hof oder ein Dorf auf, dann und wann eine kleine Stadt mit roten Ziegeldächern um einen spitzen Kirchturm; auf den kleinen Bahnhöfen war auch heute am Sonntag wenig Verkehr, und der Zug bestand nur aus drei oder vier Wagen. In Neustettin, das an einem ansehnlichen Landsee, aber in ganz flacher Gegend liegt, wechselte ich den Zug, um in der Richtung auf Stolp weiterzufahren.

Allmählich verlor die Landschaft ihren einförmigen Charakter, und je tiefer der Zug in den baltischen Höhenrücken eindrang, desto anmutiger wurde sie. Ansehnliche Hügel, meist mit Laubwald im bunten Herbstschmuck bekleidet, gaben ihr beinahe ein gebirgiges Ansehen, und ähnliche bläuliche Höhen tauchten in der Ferne auf. Das also war die Gegend, die Fürst Bismarck seit fünf- undzwanzig Jahren zu seinem Sommerfize erkoren hatte, und wo er jetzt, nachdem er einer zerspaltnen Nation die Einheit, seinem Herrscherhause die Kaiserkrone errungen und einer Welt Gesetze vorgeschrieben hat, wieder als schlichter pommerscher Edelmann lebt wie in seiner brausenden Jugend.

Die letzten Stationen glitten vorüber. Da zeigte sich in einem breiten Waldthale eine kleine Gruppe ansehnlicher roter Ziegelbauten: es war Hammermühle, die Station für Varzin. Kurz vor halb ein Uhr lief der Zug dort ein. Mir schlug das Herz, als ich schon bei der Einfahrt links von dem kleinen Bahnhofsgebäude einen leichten offenen Wagen halten sah und einen Rutscher in einfacher dunkelblauer Livree mit dem Treppenhut erkannte. Es war das Geschirr, das mir der Fürst entgegengesandt hatte. Noch als ich eingestiegen war und die beiden kräftigen Braunen zu scharfem Trabe ausgriffen, war es mir wie ein Traum, und wenn ich nicht beständig die silbernen Wappenknöpfe auf dem breiten Rücken des biedern Pommern vor mir gesehen hätte, ich hätte es beinahe selber nicht geglaubt, daß ich in wenigen Minuten vor dem größten deutschen Manne seit Luther stehen sollte.

Auf guter, fast geradliniger, etwas ansteigender Straße flog der Wagen dahin, durch niedrige Waldbestände eine Landwelle hinauf. Dahinter mußte Varzin liegen. Und wirklich, als die Höhe erreicht war, tauchten die ersten Häuser des Dorfes auf. Angeschmiegt an einen ansehnlichen Höhenzug, der von West nach Ost etwas ansteigt und mit dichtem, hochstämmigem Laubwalde bedeckt ist, ziehen sich die kleinen weißgetünchten Häuser des Ortes unter roten Ziegeldächern hin, und links, etwas abseits, stieg aus hohen Baumwipfeln das steile Dach eines Herrenhauses empor; ich wußte es, ohne zu fragen: das war Fürst Bismarcks Landsitz. Am blaßblauen Himmel, an dem nur leichtes Gewölk schwebte, glänzte darüber die helle Oktobersonne. Bald rasselte der Wagen über das holprige Pflaster der Dorfstraße, die Männer und Knaben, die vor den Häusern standen, zogen die Mützen, und die Mädchen knixten, als sie die fürstliche Livree erkannten. Dann ging es an dem etwas tiefer liegenden Wirtschaftshofe vorüber, in scharfer Biegung rechts hinauf, und eine Viertelstunde vor ein Uhr knirschten die Räder auf dem Sande des Hofes, und der Wagen hielt vor einem schlichten Herrenhause. Ich war in Varzin.

An der Thür auf der kleinen Terrasse des Hauses empfing mich Dr. Chry-
sander, der Leibarzt und Privatsekretär des Fürsten, ein noch junger Herr,
mit einem ältern Diener und einem schlanken Knaben, der mir zutraulich die

Hand reichte; wie ich später erfuhr, war es ein Enkel des Fürsten, Graf Ranzau. Nach der ersten Begrüßung teilte mir Dr. Chrysander mit, der Fürst sei beim Frühstück und erwarte mich sofort. Meine Einwendung, ich sei ja noch im Reiseanzug, wurde freundlich abgelehnt, und so folgte ich klopfenden Herzens meinem Führer nach dem Billard- und Gesellschaftszimmer, das links von der Hausflur nach dem Park hinaus liegt und durch die Fenster den Blick in das grüne, sonnendurchleuchtete Laubwerk der Veranda gestattete. Da der ziemlich große Raum der Längslinie nach bis etwa zur Mitte durch eine Wand geteilt ist, sodaß eine Art offenen Kfovens mit etwas erhöhtem Boden entsteht, die Frühstückstafel aber in der hintern Hälfte vor dem Kfoven aufgestellt war, und der Hausherr, der ihr präsidirte, mit dem Rücken dagegen saß, so sah ich ihn beim Eintritte zunächst nicht. Auf die Meldung Dr. Chrysanders trat mir der Fürst entgegen, begrüßte mich mit einem kräftigen Drucke seiner großen, weißen Hand und stellte mich der Tischgesellschaft vor, der Fürstin, der Gräfin Ranzau, seiner Tochter, und einigen Damen aus der Nachbarschaft, die zum Besuche in Varzin verweilten; dann forderte er mich auf, an seiner rechten Seite, der Fürstin gegenüber, Platz zu nehmen.

Als ich die hohe, breitschultrige, straff aufgerichtete Gestalt in dunkelm Hausrock und heller Halsbinde vor mir sah, war ich fast betroffen, denn ich fand, daß keines seiner vielen Bilder ihm vollständig ähnlich ist. Die Haltung geben sie meist gut. Den kräftigen Kopf mit dem spärlichen weißen Haar an den Schläfen trägt er etwas rückwärts, namentlich wenn er sitzt, was ihm ein gebieterisches Aussehen giebt, aber der Ausdruck der markigen Züge, die eine sehr gesunde Farbe zeigen, und namentlich der Blick der hellen, scharfen Augen unter den buschigen weißen Brauen wechselt beständig. Und das ist offenbar der Grund, weshalb ihm kein Bild vollständig entspricht. Die meisten stellen ihn viel zu ernst oder gar finster dar. Er ist das ja auch wohl, aber im behaglichen Gespräch leuchtet das Gesicht oft von Heiterkeit, Laune und Wohlwollen, und er kann recht herzlich lachen.

Mit der echt vornehmen Liebenswürdigkeit des Herzens behandelte mich das fürstliche Paar vom ersten Augenblicke an wie einen alten Freund des Hauses und gab mir dadurch sofort das wohlthuende Gefühl der Sicherheit und Unbefangenheit. Die lebhafteste Unterhaltung, die der Fürst führte, bewegte sich zwanglos um die verschiedensten Gegenstände. Rühmend hob die Fürstin den glänzenden Empfang in Dresden hervor, der durch die Schönheit der Stadt und die Begeisterung der Bürgerschaft alles übertroffen habe, was sie auf dieser ganzen Reise noch erlebt hätten; des verstorbenen Lothar Bucher wurde mit warmer Anerkennung gedacht, dazwischen streifte das Gespräch politische Fragen, auch die Militärvorlage. Im Zusammenhange damit äußerte der Fürst einmal: „Da schreiben die Zeitungen: »Das bekannte Leibblatt des Fürsten Bismarck«, oder »Das süddeutsche Leiborgan Bismarcks«. Als

ob ich mit den Redaktionen in regelmäßiger Verbindung stehen könnte!“ Auch in geschichtlichen Erinnerungen erging er sich. Einmal kam er auf den Sohn Napoleons des Dritten zu sprechen, den er als einen „aufgeweckten, verständigen französischen Jungen“ gekannt hatte. Zu einer andern gab ich durch die Bemerkung Anlaß, daß ich den Fürsten zum erstenmal am 30. Juni 1866 gesehen hätte, als er mit König Wilhelm ins Feld gegangen sei. Das war wohl in Görlitz? fragte er. Nein, auf dem Bahnhofe in Zittau. „In Zittau, sagte er nachsinnend, ja, damals kamen wir in Reichenberg in eine recht bedenkliche Lage. Dort waren nur etwa dreihundert Trainsoldaten, und zwar mit Karabinern von 1813 bewaffnet, mit denen man zwar exerziren, aber nicht schießen konnte. In Leitmeritz aber, sechs Meilen davon, standen sechs österreichische und sächsische Kavallerieregimenter, die in vier Stunden herüberreiten und den König mit dem Hauptquartier aufheben konnten. Das wäre dann nicht tragisch, sondern lächerlich gewesen. Ich ging zu Moltke und stellte ihm die Gefahr vor. Ja, sagte der, im Kriege ist alles gefährlich. Darauf begab ich mich zum König und erreichte wenigstens, daß die dreihundert Trainsoldaten ohne Aufsehen und Alarm um das Schloß zusammengezogen wurden, wo der König wohnte. Auch mir bot man an, dahin überzusiedeln, ich blieb jedoch in der Stadt, denn ich wollte nicht als Feigling erscheinen. Nun, es ging alles glücklich vorüber, der Generalstab aber hatte mir das sehr übel genommen, und seitdem bestand eine gewisse Spannung.“ Mitten im ruhigen Gespräch verirrt sich doch zuweilen ganz plötzlich in einem lebhaften Ausruf eine starke innere Erregung; man fühlte, daß er mit einer tief leidenschaftlichen Empfindung rang.

Am Schlusse der Tafel ließ sich der Fürst seine lange Pfeife bringen und forderte mich auf, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Durch den schmalen Gang, der das alte Herrenhaus mit dem Neubau verbindet, schritt er mir voran, ihm nach, sich dicht an ihn drängend, seine beiden großen Ulmer Doggen, der mächtige schwarze Tiras und die etwas kleinere graubraune Rebekka. In der lebenswürdigsten Weise zeigte er mir das Arbeitszimmer, einen großen, hohen, hellen Raum an der stumpfen Ecke des Neubaus, der in einen Erker ausläuft. Mit der hellbraunen Täfelung der Decke und der Wände, dem mächtigen, säulengeschmückten Kamin aus dunkelgrünen Kacheln in der dem Erker gegenüberliegenden Ecke, von dessen oberem Sims die Marmorbüste Kaiser Wilhelms des Ersten herabsehend, dem massiven, großen Eichenschreibtisch in der Mitte und zahlreichen bunt überzogenen, ganz modernen Polstersesseln und Sofas macht der Raum einen vornehm behaglichen Eindruck, doch ohne eine Spur von Luxus. Auch scheint der Fürst auf „stilvolle“ Einrichtung im einzelnen gerade keinen großen Wert zu legen, denn neben modernen Möbelstücken in den kräftigen Renaissanceformen stehen ältere

im Rotokostil. An das Arbeitszimmer stößt das sehr einfache, geräumige Schlafzimmer. Aus den hohen, breiten Fenstern aber schweift der Blick hinaus nach dem Park und über einen Teich und leise sich senkende Wiesenflächen nach der sanftgeschwungenen Höhe des waldigen Nichtberges.

Der Fürst forderte mich auf, ihm gegenüber in einem Lehnstuhl in einer gemütlichen Ecke Platz zu nehmen, bestellte das nötige Getränk und eine zweite Pfeife, und während sich seine Hunde behaglich niederstreckten, hielt er mir fast zwei Stunden lang ein Privatissimum über Sozialpolitik und neueste Geschichte, wie ich es mir niemals hatte träumen lassen.

Er sprach mit verhältnismäßig hoher und nicht besonders starker Stimme ziemlich rasch, fließend und gleichmäßig; er stockte nur ein wenig, wenn ihm während des lebhaften Sprechens die Pfeife auszugehen drohte, dann hielt er an, setzte sie wieder in hellen Brand und hüllte sich in Rauchwolken, oder wenn sich ein besonders bezeichnender, kräftiger Ausdruck in ihm bildete, den er dann energisch hervorstieß. An solchen Wendungen war, wie immer, seine Rede besonders reich, und die Lebendigkeit seiner Darstellung erhöhte er noch dadurch, daß er die Personen, mit denen er verkehrt hatte, bei der Schilderung einer solchen Unterhaltung stets redend einführte; es war dann, als ob man die ganze Szene vor sich hätte. Fast noch merkwürdiger war mir der ruhig behagliche Plauderton, mit dem er auch Dinge behandelte, die ihn offenbar aufs tiefste berührten. Selbst über seine Entlassung sprach er völlig ruhig und leidenschaftslos in so objektiver Weise, als ob er die Geschichte eines ganz andern Menschen erzählte und nicht seine eigne; nur sehr selten zeigte er eine gewisse Erregung, nämlich da, wo er von Undank und Unwahrhaftigkeit berichten mußte. Dann hatte er etwas von einem grollenden Löwen. Wahrhaft hochherzig aber erschien mir die rückhaltlose Offenheit, mit der er zu mir sprach, wie zu einem Freunde, dem er ganz vertrauen könne. Aber er kann offenbar gar nicht anders, es wäre einfach wider seine ehrliche, gerade, furchtlose Natur, zurückhaltend und wortfarg zu sein, und er mußte sich von allem Verkehr mit Fremden völlig abschließen, wenn er jeden Mißbrauch seiner Worte verhindern wollte, und das wäre ihm in seiner Landeinsamkeit und nach seinem Wesen doch auch unmöglich. Er darf aber doch wohl auch von seinen Gästen — und nur als sein Gast und Hausgenosse kann man in Varzin sein — erwarten, daß sie das Vertrauen ihres Wirts zu schätzen wissen und es sich eben so wenig gestatten werden, Äußerungen, die persönlich verletzen könnten, zu veröffentlichen, wie sie etwa solche aus dem vertraulichen Gespräche mit ein paar guten Freunden in die Presse bringen würden. Eine Äußerung derart, auch die schärfste, nimmt sich völlig anders aus, wenn sie der Fürst im engsten Kreise im leichten Gesprächstone giebt, als wenn sie schwarz auf weiß urbi et orbi verkündigt und nun von seinen Hassern und Neidern bekrittelt und verdreht wird. Das leidige Sensationsbedürfnis hat diesem Manne gegenüber kein Recht.

Während er sprach, mußte ich immer wieder mit heimlicher Bewunderung auf den stolzen, charaktervollen Kopf blicken. Dabei hatte er auch noch Zeit, auf die kleinen Bedürfnisse seines Gastes zu achten, und er erhob sich selber, um nach der Klingel zu gehen und dem Diener zu schellen. Denn gütiges Wohlwollen ist ein Grundzug seines Wesens.

Er besprach anfangs die soziale Frage, verurteilte jede Nachgiebigkeit gegenüber der Sozialdemokratie, die sich selbst außerhalb des Rechts gestellt habe und deshalb nach dem Säge, den er als Deichhauptmann oft gehört habe: „Wer nicht will mitdeichen, muß weichen,“ behandelt werden müsse. Dabei wies er warnend hin auf die nach seiner Kenntnis keineswegs erfolglosen Versuche der Sozialdemokratie, die Unteroffiziere zu gewinnen, und auf die auch in dieser Beziehung besonders bedenklichen Verhältnisse in Hamburg, über die er ganz genau unterrichtet sei, und bezeichnete endlich die gegenwärtige Behandlung der sozialdemokratischen Bewegung rund heraus als „leichtfinnig.“ Dann ging er auf die Entstehung der Arbeiterklasse Kaiser Wilhelms des Zweiten ein, auf die Beratungen des Staatsrats und der internationalen Arbeiterschuttkonferenz im Februar 1890, die er beide herbeigeführt habe, weil er gehofft habe, damit mäßigend zu wirken, doch darin bekannte er sich getäuscht zu haben. Im Zusammenhange damit entwickelte er die Geschichte seiner Entlassung und gab dabei mit wenigen Strichen eine Reihe haarscharf gezeichneter Porträts. Trotz allem äußern Gleichmut aber ging es doch fast wie ein Zug von Behmut durch das Ganze, und erschütternd wirkte es, als er rasch und scheinbar leicht hin bemerkte: „Ich sehe sehr trübe in die Zukunft.“ Daß ihn die reinste Vaterlandsliebe bei jedem Wort erfüllte, und daß sein Urteil nicht etwa von dem Groll über seinen Sturz beherrscht wurde, sondern von der Sorge um des Reiches Wohl und Wehe, das trat mit greifbarer Deutlichkeit hervor. Er erschien mir wie ein erfahrener Steuermann, der das Ruder seines Schiffs andern Händen hat anvertrauen müssen und nun sorgenvoll seinem Laufe mit den Augen folgt, weil er die Klippen und Untiefen sieht, die in der Ferne lauern.

Nach zwei mir für alle Zeiten unvergeßlichen Stunden erhob sich der Fürst und fragte: „Wollen Sie mit mir ausfahren?“ Ob ich wohl wollte! Nach wenigen Minuten hielt ein offener Wagen vor der Hofthür, und als ich hinaustrat, erwartete mich schon der Fürst. Er trug einen Pelzrock, eine graugrüne Jagdmütze mit breitem Schirm und die Brille, die ihm ein beinahe fremdartiges Aussehen verlieh, in der Hand führte er einen derben Stock. In raschem Trabe ging es die Anhöhe hinauf, und bald fuhren wir auf weichen Sandwegen unter dem bunten Dache des noch dichtbelaubten Waldes im Abendsonnenscheine dahin.

Wenn auch der Fürst dabei im Gespräch das eine oder andre politische Thema leicht berührte, so fühlte er sich jetzt doch vor allem als Gutsherr.

Er gab dem Kutscher mit kurzem Worte die Richtung an, machte mich aufmerksam auf besonders schöne Bäume, auf eine früher wüste Heidefläche, die er habe aufforsten lassen, auf eine ferne Anhöhe, die er kahl vorgefunden und mit Wald bepflanzt habe, oder auf die Rehe, die in ganzen Rudeln aus dem Walde ausgetreten waren und ruhig in den Saatsfeldern ästen. Dabei erwähnte er, daß seine hinterpommersche Herrschaft sechsunddreißigtausend Morgen umfasse, während Schönhausen, das er seinem ältern Sohne abgetreten habe, nur achttausend Morgen groß sei, freilich viel bessern Boden habe. Nach einer mehr als einstündigen Fahrt durch das waldbedeckte Hügelland kehrten wir erst bei völliger Dunkelheit zurück und hielten ein Viertel nach fünf Uhr vor dem Herrenhause.

Während ich die kurze Zeit bis zur Stunde des Diners benutzte, um die fast überwältigende Fülle der Erinnerungen und Eindrücke der letzten Stunden einigermaßen zu ordnen, fuhr ein Wagen vor, der, wie ich hörte, drei Herren aus Leipzig brachte, darunter den frühern nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Hans Blum. Um sechs Uhr versammelte sich die Hausgenossenschaft im Salon, die Damen meist in Seide, der Fürst und die übrigen Herren im schwarzen Rock. („Sie wollen doch nicht etwa den Frack anziehen? Den giebt's hier nicht!“ hatte mir der Fürst am Nachmittage gesagt.) Das Haus Varzin war voll; es mag für diese Nacht im ganzen zwölf bis vierzehn auswärtige Gäste in seinen Mauern beherbergt haben, vielleicht noch mehr.

Im Speisezimmer rechts neben der Hausflur, deren Hauptschmuck ein Gemälde, den Angriff der Halberstädter Kürassiere bei Mars-la-Tour darstellend, bildet, war die Tafel gedeckt. Auch hier sah man nichts von modischem Prunk, alles war schlicht, dem Bedürfnis entsprechend, und an der einfachen Gediegenheit und Reichlichkeit des Mahles hätte sich die thörichte Schwelgerei moderner großstädtischen Progentums ein Beispiel nehmen können. Dafür waren Stimmung und Unterhaltung äußerst belebt. Der Fürst sprach viel und lebhaft, erzählte Geschichten von seinen treuen Hunden, erörterte mit einer gewissen Gemütlichkeit die Frage, ob ein preußischer Unterthan gezwungen werden könne, seinen Namen zu ändern, warf mir über den Tisch die Bemerkung zu, ich sei der einzige der vier Herren, dem man die sächsische Mundart etwas anhöre, und that dabei den trefflichen Speisen und Getränken alle Ehre an. Und doch, obwohl die Tafel von Behagen glänzte, klang es wie ein wehmütiger Ton hindurch, als der Fürst einmal äußerte: „Sa früher, da interessirte ich mich für alles mögliche, Landwirtschaft, Jagd, Pferde u. s. w.; jetzt ist das alles weg, ich interessire mich nur noch für Politik!“ Die Fürstin, meine Nachbarin, wollte das nicht gelten lassen, aber man fühlte, was in diesem Augenblicke die Seele des großen Mannes drückte.

Doch das war nur ein Augenblick. Um acht Uhr hob der Fürst die Tafel auf, und die Gesellschaft begab sich in das Billardzimmer. Leider muß

zugestanden werden, daß die Liebenswürdigkeit der Damen heute nicht imstande war, uns lange zu fesseln, denn wir sahen bereits in der Ecke den runden Eichentisch und dahinter an der Wand die Ottomane, auf der sich der Fürst bequem machte und die Pfeife in Brand setzte. So setzten wir uns um ihn zusammen und lauschten seinem Vortrage. Er sprach hauptsächlich über die neue Militärvorlage, die er in dieser Gestalt für höchst bedenklich erklärte, flocht interessante geschichtliche Erinnerungen an den Beginn seiner Ministerpräsidentschaft und an die Friedensverhandlungen von 1866 und 1870 (durch Harry von Arnim in Brüssel) ein, charakterisierte mit ein paar Strichen wieder mehrere bedeutende Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit und erörterte zuletzt die Frage, warum er nicht im Reichstage erscheinen könne, wobei er allerdings den Kernpunkt nicht geradezu aussprach.*) Merkwürdig war dabei, wie er den einmal angesponnenen Faden festhielt; er knüpfte zwar zuweilen Fernerliegendes an und gestattete Zwischenbemerkungen oder Fragen, aber er kam doch immer wieder auf sein Thema zurück. So sprach der Siebenundsiebzigjährige anderthalb Stunden lang, mit geringen Unterbrechungen, immer mit derselben Frische und Lebendigkeit, und scharf umrissen hob sich dabei im hellen Lichte einer großen Astrallampe das charakteristische Profil von dem dunkeln Hintergrunde der Zimmerwand ab.

Und doch war es ein tief schmerzlicher Eindruck. Soviel Sach- und Menschenkenntnis, so eindringendes Wissen von der Geschichte einer großen Zeit, soviel Geist, soviel ungebrochne Kraft müssen jetzt brach liegen, und dieselbe schlagende Beweisführung, die früher von der Rednerbühne des Reichstags aus die Welt in Spannung und Bewegung gesetzt hatte, wandte sich jetzt an ein paar Freunde in der stillen Ecke eines weltfernen Landhauses.

Gegen einhalb zehn Uhr erhoben wir uns, der freundlichen Mahnung des besorgten Arztes gedenkend, der Fürst reichte jedem zum Gutenachtgruß die Hand, indem er mit einer launigen Wendung den vertraulichen Charakter der Unterredung betonte, und entließ uns zu den Damen, die sich inzwischen im Speisezimmer an einer Gavotte der drei jungen Grafen Rankau, prächtiger, frischer Knaben von dreizehn, elf und neun Jahren, vergnügt hatten und uns unsre Treulosigkeit nicht entgelten ließen. Hier trugen wir noch, einer Aufforderung der Fürstin folgend, unsre Namen ins Fremdenbuch ein und zogen uns gegen zehn Uhr zurück.

Als wir aus der hintern Thür noch einmal auf die Terrasse nach dem Park hinausstraten, stand der Mond am klaren Himmel. Scharf zeichnete

*) Auf diese Unterhaltung hier näher einzugehen, wäre überflüssig, weil Hans Blum darüber schon ausführlich und getreu berichtet hat. Nur eine kleine Berichtigung. Der Fürst erzählte nach meiner ganz bestimmten Erinnerung, daß König Wilhelm 1866 dem König Georg von Hannover Lüneburg und Calenberg, also den Norden, habe lassen, dagegen Göttingen habe nehmen wollen. Blum kehrt die Sache aus einem sehr verzeihlichen Versehen um.

sich das dunkle Geäst und Laubwerk der hohen Bäume, die den Abfall des dahinter liegenden Höhenzuges bedecken, von dem hellen Hintergrunde ab, die Strahlen des Mondes glitten durch die Wipfel und verklärten mit silbernem Glanze das stille Herrenhaus. Nach den überwältigenden Eindrücken des Tages war es schwer, selbst nach einer fast schlaflosen durchreisten Nacht, den Schlaf zu finden.

Der Montagmorgen des 31. Oktober war kühl und frisch, und nur ein großer Schwarm Enten, der sich dicht unter den Fenstern zum Ausbruche sammelte, unterbrach mit unehrerbietig lautem Geschnatter die Stille ringsum. Ein zweiter Tag in Varzin lag vor mir, denn der Fürst hatte beim Abschiede am Abend freundlich bemerkt, er hoffe uns nochmals an seinem Tische zu sehen. Ich benutzte den Vormittag vor allem dazu, mir für die Erinnerung die Stätte zu umgrenzen, wo ich so unvergeßliche Stunden verlebt hatte.

Das alte Herrenhaus ist ein schlichter, einstöckiger Bau aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Es hat nur sechs Fenster Front. Eine flache Pfeilerstellung gliedert die Langseiten so, daß im Mittelbau zwei Fenster im ersten Stock und darunter die über einem erhöhten Vorplatz zugängliche Hausthür zwischen zwei Pfeilern unter einem flachen Giebel (mit dem Wappen der Blumenthal) liegen, rechts und links je ein Fenster oben und unten zwischen je zwei Pfeilern. Die Wände sind hellgelb, die Pfeiler weiß getüncht. Zwei niedrigere Flügelgebäude, für die Dienerschaft und Wirtschaftsräume bestimmt, stoßen im rechten Winkel daran und umschließen einen mit Sand bestreuten Hof, über den hinweg in der Fluchtlinie des westlichen Flügelgebäudes das sehr einfache Stallgebäude mit einem kleinen Uhrtürmchen in der Mitte sichtbar wird. Die Hauptschaufseite blickt nach Süden in den Garten und Park. Längs des ganzen Erdgeschosses läuft hier eine breite, offene Veranda hin, die vor der Mittelthür zu einer rundbogigen Vorhalle wird und mit noch frischgrünem Weinlaub übersponnen war. Von dort aus führen ein paar Stufen in den Garten. Das Erdgeschoß enthält jetzt nur Gesellschaftsräume, das Obergeschoß, zu dem eine breite Eichtreppe führt, Gastzimmer. Mit dem Ostflügel des alten Herrenhauses ist durch einen niedrigen Zwischenbau aus älterer Zeit das neue Herrenhaus verbunden, ein quadratischer, einstöckiger Bau mit der stumpfen, erkergeschmückten Ecke nach Südosten hin und je zwei sehr breiten, dreiteiligen Fenstern an den Seiten, von einem flachen Dache gedeckt. Die geplante Errichtung eines ähnlichen Gebäudes auf der andern Seite des alten Herrenhauses hat der Fürst später aufgegeben.

Das ganze Anwesen liegt wie im schützenden Schoße des Waldes; vom Dorfe sieht man hier nichts. Nur nach Westen und Südwesten ziehen sich offene Wiesenflächen nach dem sanftgewölbten, bewaldeten Richtberge hinauf, wo an geschützten Orten Bänke zur Ruhe und zu anmutigen Ausblicken einladen. Im Süden, Osten und Norden lagert sich ein Höhenrücken herum, der sich im

Süden, jenseits des eigentlichen Gartens, dem alten Herrenhause gegenüber zu ansehnlicher Höhe erhebt und ziemlich steil aufsteigt, weiterhin flacher und niedriger wird. Gerade gegenüber der Vorhalle der hintern Terrasse führt eine breite Schneise durch den Wald die Höhe hinauf, und von dieser aus gesehen erscheint die ganze Gebäudegruppe wie eingebettet in Baummassen.

Es war wieder ein herrlicher, sonniger, milder Herbsttag, die Luft wehte rein und frisch — ist doch die Ostsee nur wenige Meilen entfernt —, und der fast noch vollbelaubte Wald prangte in seinem schönsten Herbstkleide. Neben dem Goldgelb der Birken, dem etwas dunkleren Gelb der Ahornbäume und dem Goldbraun der Rotbuchen stand das noch frische Grün mächtiger Eichen und das dunklere des Nadelholzes. Unvermerkt geht der Park in den eigentlichen Wald über — zweihundert Schritt vom Hause brach ein Reih durchs Gebüsch —; keine Mauer, kein Eisengitter schließt das Heim des Fürsten von der Außenwelt ab — es ist wie ein Abbild des Gutsherrn.

Als wir gegen zwölf Uhr an der Terrasse im Garten standen, kehrte der Fürst mit Dr. Hans Blum von einer einstündigen Wanderung durch Park und Wald zurück. Er trug den bekannten schwarzen Schlapphut, in der Hand den Stock, und schritt rasch und kräftig daher. Als er uns sah, begrüßte er uns freundlich und lud uns ein, ihm ins Haus zum Frühstück zu folgen. Es war diesmal im Speisezimmer aufgetragen, denn die Zahl der Tischgenossen war dieselbe, wie beim Diner am Tage vorher.

Der Fürst war in bester Laune und wieder sehr gesprächig. Nach einiger Zeit richtete er sich gerade auf und erhob die Stimme zu einem Trinkspruche. Er sei erfreut, Vertreter so vieler deutscher Stämme um sich zu sehen. In seiner Jugend wäre es schwerlich möglich gewesen wie heute, sie so friedlich und freundschaftlich an einer hinterpommerschen Tafel zu vereinigen. Es fehlten nur noch zwei, die Baiern und Schwaben, und so bringe er sein Glas diesen beiden wackern Abwesenden. Die freundlichen Worte schienen mir eine Erwiderung herauszufordern, und da die Fürstin, neben der ich zu sitzen die Ehre hatte, freundlich Gewährung nickte, so stand ich auf und dankte zunächst dem Fürsten für die hochherzige Offenheit und das gütige Wohlwollen, das er uns bewiesen habe, bat die Gäste, mit einzustimmen in ein Hoch auf das ganze Haus Bismarck in seinen anwesenden und abwesenden Gliedern und schloß mit dem Wunsche, daß der stille Friede, der über diesem anmutigen Erdenwinkel liege, dem großen Einsiedler von Varzin noch recht lange beschieden sein möge. Die einfachen Worte fanden nachsichtige Aufnahme, und mit einem so freundlichen Ausdruck, daß ich ihn für immer in der Erinnerung festhalten möchte, stieß der Fürst mit mir an. Dann aber erhob er sich und sagte: „Ich danke für die freundlichen Worte, muß aber doch bemerken, daß ich ja gar kein Einsiedler, sondern ein Zweisiedler bin,“ und dabei winkte er lächelnd seiner Frau. Wir fühlten recht wohl, wieviel darin lag.

Als wir uns wieder im Gesellschaftszimmer zusammenfanden, schlug der Fürst eine Ausfahrt in den Wald vor, wo eben ein Karpfenteich gefischt werde. Kurze Zeit darauf standen zwei offene Wagen bereit, und wir fuhren nach Osten hin, meist durch Nadelwald, an mehreren ansehnlichen Teichen vorüber nach der bezeichneten Stelle. Der Teich war abgelassen, und unter der Aufsicht eines Försters wateten Männer und Knaben mit Netzen im Schlamm, um die Fischbeute zu gewinnen und in Fässer auf einen bereitstehenden Wagen zu verladen. Mitten unter seinen Gästen und seinen Leuten stand der Fürst in Pelzrock und Schlapphut; er betrachtete mit kundigem Auge die prächtigen Karpfen und Karauschen, die da herauskamen, freute sich besonders, als ein riesiger Hecht seinem Schicksale verfiel, und erwies einem großen Krebse die Ehre, sich derb von ihm in den Finger kneipen zu lassen. Im Hintergrunde stampften die Pferde, und durch die hohen Stämme der Kiefern und Fichten, die den Teich umrahmten, leuchtete die Abendsonne.

Sie mahnte zugleich zur Rückfahrt. Zum letztenmale sammelten wir uns nach der Heimkehr im Salon der Fürstin um den Hausherrn und die Hausfrau bei einem Glase trefflichen Spatenbräus, das der Fürst selbst einschenkte. Noch mancherlei wurde da besprochen; vor allem ging der Fürst auf die Kolonialpolitik und auf das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 ein. Er erklärte dabei, daß er gegen die Versetzung des für Kamerun trefflich geeigneten Freiherrn von Soden an die viel wildere ostafrikanische Küste gewesen sei, und stellte dem Major von Wißmann, den er für diesen Posten empfohlen habe, das glänzendste Zeugnis aus. „Der hat zweimal allein Afrika »durchquert« und niemals eine Dummheit gemacht. Als er zu mir kam und für den Kampf gegen Buschiri um Instruktionen bat, sagte ich ihm: »Aber mein lieber Major, wie soll ich Ihnen Instruktionen geben bei sechs Wochen Briefgang nach Sansibar? Ich bin doch nicht der selige Hofkriegsrat. Ihre einzige Instruktion ist, zu siegen. Machen Sie Dummheiten, nun dann sitz ich eben drin, denn ich bin ja für Sie verantwortlich. Betrachten Sie sich als des Kaisers Reichskanzler für Ostafrika.« Und — fügte er hinzu — er hat nicht eine Dummheit gemacht und ist mit fleckenlos weißer Weste zurückgekommen.“ Am Helgoland, versicherte er dann, würde er niemals ein Opfer gebracht haben, da es unsre Position nicht stärke, sondern schwäche, was er dann näher und sehr überzeugend ausführte, und das ostafrikanische Abkommen würde er niemals geschlossen haben. „Die Hauptsache war dort Sansibar. Eine solche Handelsstadt verlegt man nicht. Dort war arabisches und indisches Kapital, der deutsche Handel war im raschen Wachsen, der englische im Abnehmen, und einer, der von dort zurückkehrte, sagte mir einmal, sogar die Gefängnisse seien dort schon germanisirt, denn es saßen fast nur Deutsche drin. Wir mußten warten, bis England unser Bündnis oder auch nur unsre Neutralität brachte. Ich bin überzeugt, in fünf bis zehn Jahren wäre es

unser gewesen. Jedenfalls ist das englische Protektorat über Sansibar viel bedenklicher als die Abtretung der nordischen Gebiete (Witu u. s. f.)"

Doch allmählich kam die Abschiedsstimmung über uns, wir mußten scheiden. Gegen halb sechs Uhr meldete der Diener, die Wagen, die uns nach der Station Hammermühle zurückbringen sollten, stünden bereit. Als uns der Fürst zum Abschiede die Hand reichte, sagte er gütig: „Ich danke den Herren herzlich, daß sie den weiten Weg zu mir gemacht haben, und bedaure nur, daß wir nicht Nachbarn sind.“ Dann begleitete er uns bis an den Wagen, und seine hohe Gestalt stand noch barhäuptig auf der Veranda, als die Pferde anzogen. Ein letzter Gruß, ein Hurra aus den frischen Kehlen der drei Rangkauten Knaben, der Wagen bog um die Ecke, und in nächtlicher Finsternis verschwand hinter uns Schloß Barzin. So traten wir die Heimreise an, Kopf und Herz voll unvergeßlicher Erinnerungen.

Meine anspruchslose Darstellung hat nicht sowohl Politik geben wollen, soweit sich die überhaupt hier ausschließen läßt, als vielmehr ein Bild des persönlichen Daseins, das sich freilich nicht geben läßt, ohne daß man selbst recht persönlich wird. Aber das deutsche Volk hat nun einmal seinen Bismarck fest ins Herz geschlossen und wird sich ihn nicht nehmen lassen, es hat daher vielleicht auch jetzt noch eine Art von Anspruch darauf, zu wissen, wie der Fürst auf seinem eignen Grund und Boden unter den Seinen lebt. Denn wer in ihm nur den „eisernen Kanzler“ sieht, kennt ihn nur halb, und wer da meint, er sitze finster grollend und mit aller Welt beständig hadernd in seiner selbstgewählten Einsamkeit, der beurteilt ihn ganz falsch. Gewiß, er würde ruhiger leben, wenn er vergessen könnte, was er gewesen ist und was er noch ist, und — wenn die Welt es vergessen könnte. Das aber ist unmöglich. Und so hebt sich das friedliche Bild seines Landlebens allerdings von einem sehr ernsten, ja tieftragischen Hintergrunde ab. Doch wenn man ihn als Staatsmann bewundern muß, als Menschen muß man ihn lieben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kolumbus ein Katholik? Zu den neuern Worten Papst Leo's des Dreizehnten, die zwar auf den kürzlich hie und da gehaltenen Katholikenversammlungen ein kräftiges Echo des Beifalls weckten, aber gar sehr genauerer geschichtlicher Beleuchtung bedürfen, gehört auch das bekannte, das den Wiederentdecker Amerikas für den Katholizismus in Anspruch nimmt. Wichtig ist ja, daß Kolumbus gut katholisch war und sich an katholische Fürsten um Unterstützung seines Planes gewandt hat, wiewohl ihn gerade die am besten katholisch gesinnte Isabella am längsten